

Aus den Reisetagebüchern eines alten Zürchers

Autor(en): **Escher-Ott, C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **13 (1890)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-984868>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus den Reisetagebüchern eines alten Bürdiers.

Vortrag,

gehalten in der antiquarischen Gesellschaft von C. Escher-Ott.

Der Mann, aus dessen Reisetagebüchern ich Ihnen das Eine oder Andere mittheilen möchte, ist mein Urgroßvater, der Rathsherr Joh. Sch. Landolt, geb. 1763, gest. 1850 als der Zweitlezte, der noch vor 1798 im Großen Rathe gesessen hatte und bis 1830 Mitglied des Kleinen Rathes gewesen war. In seinem Nachlaß fanden sich 12 Oktavbändchen, welche in tagebuchartiger Form die Beschreibung einer Reise enthalten, welche, einen längern Aufenthalt in Halle inbegriffen, etwas mehr als 4 Jahre dauerte, vom August 1782 bis September 1786, und sich über Deutschland, Dänemark, die Niederlande, Frankreich, Italien, Oesterreich und Ungarn erstreckte. Außerdem existirt ein äußerst exactes Register, welches das Nachschlagen und besonders die Verfolgung der Reiseroute sehr erleichtert¹⁾. — Bei der vor 100 Jahren gebräuchlichen Art zu reisen, war eine einläßliche Betrachtung von Land und Leuten, die Kenntnißnahme von Sitten und Gebräuchen weit eher möglich als heutzutage, wo es sich leider nur zu oft darum handelt, in kürzester Zeit die größte Strecke zu durchfliegen, wobei der Reisende in den meisten Fällen keine Zeit zu gründlichem Studium hat. Die Reise, von der ich zu reden haben werde, hatte lediglich allseitigste Belehrung zum Zweck; an Zeit fehlte es, wie gesagt, nicht, auch nicht an Gelegenheit, mit den berühmten Persönlich-

¹⁾ Für die freundliche Ueberlassung dieser Tagebücher spreche ich Frau Stadtrath Landolt-Mousson, sowie Hrn. Geheimrath Prof. Hans Landolt in Berlin meinen verbindlichsten Dank aus.

keiten jener Epoche zusammen zu kommen, da der Schreiber des Tagebuches mit Empfehlungsschreiben in großer Zahl, namentlich von Lavater, ausgerüstet war. Auch in höhere Kreise gelangte der Sohn des Bürgermeisters der Stadt und Republik Zürich¹⁾ ohne große Schwierigkeit, wiewohl der Nutzen dieser Visiten sich aus den Tagebüchern kaum nachweisen läßt. — Als kleiner Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts mögen diese Tagebücher immerhin gelten und als solchen wollen Sie auch meinen Vortrag auffassen und beurtheilen.

Am 26. August 1782 trat der Verfasser des Tagebuches seine Reise an, in Gesellschaft seines Freundes Jhr. Escher im blauen Himmel, in eigener Kutsche mit einem Bedienten, bis Baden begleitet von einigen Freunden, wo das alte Schloß bestiegen wird. Hier fand der Abschiedstrunk statt und man sang Scheidelieder. In Brugg bezog man das erste Nachtquartier. Andern Tags wurde die Reise über den Bözberg und Sädingen nach Basel fortgesetzt. Unterwegs wurde ein Basler Kaufherr, der von Zurzach kam und vom Reiten geschwollene Beine bekommen hatte, in die Kutsche oder vielmehr auf den Bock gesetzt, während der Bediente der Zürcher auf dem Pferde des Baslers in Basel einreitet. Während der nächsten Tage wird diese Stadt besichtigt, es werden Besuche gemacht und mehrere ziemlich reichhaltige Privatgemälde-Gallerien in Augenschein genommen, so die eines Rathsherrn Fäsch und einer Frau von Mechel. Basel zählte damals 14,000 Einwohner, ließ aber nach seinem Umfang auf weit mehr schließen; indessen standen viele herrschaftliche Wohnungen leer oder waren nur von wenigen Personen bewohnt. Der Zürcher kann sich nicht enthalten, den Baslern einen kleinen Hieb zu versetzen, wenn er anläßlich eines neuen, viel zu schweren Munitions-

¹⁾ Bürgermeister Joh. Sch. Landolt, erwählt 1778, war schon 2 Jahre vor Beginn der Reise, anno 1780, gestorben.

wagens sagt: „Ueberall blickt der kaufmännische Geist der Basler durch, welcher die wahre Stärke des Staates im Geldreichthum sieht und mit dem Geld in der Hand — gleich den Holländern — Alles glaubt ausrichten zu können.“ — Heute, bei 6 ‰ Gemeindesteuer, würde mein Vorfahr vielleicht anders reden. Von der Bürgerwache, die dem Namen nach aus Bürgern bestehen sollte, sagt er, daß die meisten den Dienst nicht selber thun, sondern sich durch bezahlte, geringe Leute vertreten lassen, welche in ihren zerrissenen, langen Röcken, verrosteten Flinten und langen Schleppsäbeln wahre Caricaturen von Soldaten sind. — Daß damals die Basler Uhren noch eine Stunde vorgiengen und der Lällenkönig seinen Spuß trieb, ist bekannt.

Ueber Neubreisach, Colmar, Schlettstadt setzten Landolt und Escher ihre Reise nach Straßburg fort. In Zürich mochte es vor 100 Jahren ziemlich still in den Straßen zugehen, da das Leben und Treiben in Straßburg, zumal an den Markttagen, Landolt sehr auffällt. Er verwundert sich auch ein wenig, daß das Wagengerassel bis nach Mitternacht andauert, sowie daß von der sonntäglichen Ruhe, wie sie in Zürich streng gehandhabt wurde, auch während des Gottesdienstes nicht viel zu bemerken war. Man erwartete damals in Straßburg den russischen Großfürsten, der bei diesem Anlaß auch dem Herzog von Württemberg, dem bekannten Carl Eugen, seine Visite machen sollte. Letzterer, seiner Gewohnheit getreu, hatte in bloßen Vorbereitungen für diesen Besuch schon kolossale Summen ausgegeben.

Bei General v. Muralt und bei Professor Oberlin, dem Bruder des bekannten Philanthropen, wurden Empfehlungsschreiben abgegeben. Im Fernern besuchten die Reisenden die Stadtbibliothek, die außer historischen Werken, nach dem Urtheil Landolt's, wenig Bemerkenswerthes soll enthalten haben. — In hohem Grade interessirte Landolt die königliche Geschützgießerei; er giebt eine detaillirte Beschreibung des ganzen Verfahrens. Wie billig, wird auch dem Münster volle Aufmerksamkeit gewidmet und von der Thurmspitze die ausgedehnte Aussicht bewundert.

Nach einem Aufenthalt von vier Tagen verließen Landolt und sein Begleiter Straßburg und gelangten über Kastatt nach Karlsruhe, wo sie gleich nach ihrer Ankunft einer Vorstellung von Lessing's Miß Sara Sampson beiwohnten. In Zürich gab es damals bekanntlich kein Theater, sodaß wir es begreiflich finden, wenn Landolt überall, wohin er kommt, die Theatervorstellungen besucht. Andern Tages gaben sie ein Schreiben Lavater's an Hofrath und Professor Böckmann ab, der ihnen die Merkwürdigkeiten der Stadt zeigte, so die prächtigen Gärten und das Schloß der Markgrafen von Baden. Durch Böckmann wurden die Reisenden dem zweiten Sohne des Markgrafen, Prinz Friedrich, vorgestellt, mit dem sie sich längere Zeit auf's Beste unterhielten. — Am nächsten Tage wurde ein Ausflug an die württembergische Grenze, nach Emsberg, unternommen, um die Zurüstungen zu sehen, die der Herzog von Württemberg machte, um den bereits erwähnten russischen Großfürsten würdig zu empfangen und wozu die Bauern in ausgiebiger Weise zu Frohndiensten in Anspruch genommen wurden.

Auf dem Rückweg Pforzheim berührend, sah Landolt in der Irrenanstalt einen Spanier, der bloß darum eingesperrt worden war, weil Niemand seine Sprache verstanden habe, als man ihn auf der Straße fand. Den Verstand verlor er erst, nachdem er eine Zeit lang in der Anstalt gewesen war. — Ausflüge in die Umgegend, z. B. nach Ettlingen, wo ein altes Lustschloß der Markgrafen zu sehen war, füllten die nächsten Tage, und ganz entzückt von der vorzüglichen Aufnahme, die sie in Karlsruhe gefunden, schieden die Reisenden und wandten sich nach Speyer. Hier besuchten sie den Geheimrath und frühern Kanzler La Roche und seine Frau Sophie, aus Göthe's Leben wohlbekannt, und wurden dort zu Tische geladen, was sie mit besonderm Vergnügen annahmen, „denn“, wie es wörtlich im Tagebuch heißt, „in Gesellschaft von Sophien zu sein, ist wahrlich ein Vergnügen.“ Diese Dame sprach aber nicht bloß über Litteratur, sondern ermahnte die Jünglinge bei Tisch, fleißig nach Hause zu schreiben, was sich denn auch Landolt zu Herzen genommen hat.

Auch sonst fehlte es nicht an guten Rätthen und Wünschen für die Weiterreise, und voller Hochachtung für Frau von La Roche verabschiedeten sich L. und G. Auf der Weiterreise nach Heidelberg wurden die prächtigen Anlagen in Schwetzingen, dem Kurfürsten an der Pfalz gehörend, eingehend betrachtet und beschrieben, und noch am gleichen Tage erreichten die Reisenden Heidelberg. Die Stadt und ihre Lage, die schon vorher und seither so Viele entzückt hatte, verfehlte nicht auf L. den besten Eindruck zu machen. Landolt zeigt sich bei diesem Anlaß in der Geschichte wohl bewandert; der Führer dagegen mußte in dieser Beziehung dafür um so weniger und behalf sich mit Sagen und Legenden, die er den Reisenden für baare Münze aufsticht, wie er dann u. A. Landolt zu beweisen suchte, das Schloß sei im Jahr 701 erbaut worden. — Das große Faß war leider schon damals ausgetrunken.

Wieder ein paar Tage wurden in Mannheim zugebracht und den Sehenswürdigkeiten, Churfürstliche Bibliothek, Gemäldegalerie, Antiquitätenaal, Naturalienkabinet, Sternwarte, zc. mit aller Aufmerksamkeit gewidmet. Die Beschreibung aller dieser Dinge liest sich ein wenig wie ein Katalog, weßhalb ich Sie damit verschonen will, beweist aber, daß der junge Mann nicht den „Baedeker“, sondern die Augen aufmachte und für die verschiedensten Dinge Interesse hatte und davon Kenntniß besaß. Kurze Zeit vor L's. Ankunft wurde in Mannheim noch Oper gespielt. L. sagt: „Jedermann besuchte die Oper unentgeltlich, den Fremden wurden immer die besten Plätze angewiesen“. Ob in Mannheim schon eine Verkehrskommission existirte, wird nicht gesagt. Zur Zeit von L's. Anwesenheit aber war das Theater unbenutzt, da der Hof seit vier Jahren nach München übergesiedelt war. In der Synagoge feierten die Juden gerade ihren Neujahrstag. Die Stadt selbst mit ihren rechtwinklig sich schneidenden Straßen imponirt L. nicht sehr. „Sie ist stets öde, besonders seit der Hof fort ist.“ Der Kurfürst kommt in der Reisebeschreibung nicht am besten weg, sogar seine rechtmäßige Geburt wird in Zweifel gezogen; er soll der Sohn eines Müllers gewesen sein!

In Darmstadt wurde vor Allem beim Kriegs-rath Merck eine Empfehlung abgestoßen. Dieser Herr erwies den Reisenden verschiedene Aufmerksamkeiten und zeigte ihneu u. A. seine Sammlung von Fossilien. In Bezug auf das Militär fand Friedrich der Große seinen Nachahmer im Landgrafen von Hessen-Darmstadt, zwar nicht gerade zum Vortheil des Landes. Dafür leisteten die Soldaten in Bezug auf Disziplin, Instruktion und Ausrüstung ganz Bemerkenswerthes.

Endlich erreichten L. und G. Frankfurt, damals in vollem Glanze der freien Reichsstadt. Es war gerade Messe und eine Anzahl Zürcher waren in Geschäften anwesend. Reichthum und Bedeutung der Stadt zeigten sich auf den ersten Blick, und das rege Leben und Treiben der Messe erhöhten den Eindruck, den Frankfurt auf L. und G. machte. Zahlreich sind die Visiten, welche hier abgestattet und die Einladungen, welche angenommen werden müssen.

„Der Banquier Willemer“, sagt L., der dort ein Souper mitmachte, „ist der wahre Abglanz von Lavater, den er in seinen Reden und Gebärden nachzuahmen sucht. Daß er ein enthusiastischer Verehrer von ihm ist, ergibt sich daraus von selbst.“ Interessant ist der Besuch bei Frau Göthe, der Mutter des „berühmten Gelehrten“, wie sich L. ausdrückt. Er schreibt:

„Sie ist eine Dame von vielem Verstand und eine große Verehrerin Lavater's. Sie spricht gerne von gelehrten Sachen und zieht bei jeder Gelegenheit gegen die Franzöfirung Deutschlands und gegen die parfümirtten, süßen Herren los, deren Annäherung man durch den Geruch schon auf viele Schritte weit fühlt. So wenig sie das Gezierte im äußerlichen leiden kann, so unausstehlich ist es ihr auch im Wissenschaftlichen. — Auf Bahrden und andere neumodische Theologen ist sie daher sehr übel zu sprechen, weil diese Herren, wie sie sagt, nur die Bibel allzu stark modernisiren wollen und die Apostel und Jünger Christi, und andere ehrwürdige, weise und vortreffliche Männer des grauen Alterthums zu hoch frisirtten, französischen *petit maitres* umschaffen und sie da mit dem Degen an der Seite und dem *Chapeau bas*—

Hütchen unterm Arm auftreten und hundert wunderliche Sprünge machen lassen. In diesem Ton unterhielt sie uns die ganze Zeit über.“

In Homburg, wohin ein Ausflug gemacht wurde, wurden L. und E. dem Landgrafen von Hessen-Homburg und seinen Söhnen vorgestellt, an welcher Ersteren sie ein Schreiben Lavaters bei sich hatten. In altfränkisch abgemessener Weise spielte sich der Besuch ab. Immerhin scheint die Audienz länger gedauert zu haben, als dies sonst bei zeremoniellen Visiten dieser Art der Fall zu sein pflegt, wie dies aus der Zahl der besprochenen Themata hervorgeht. Das landgräfliche Schloß war schlecht unterhalten, wie denn überhaupt von der Pracht der früher in Augenschein genommenen Schlösser und Anlagen hier nichts zu bemerken war. Der Landgraf verstand es, sich nach der Decke zu strecken, denn seine Einkünfte waren klein. Ein anderer Ausflug führte die Zürcher nach Hanau und in's Wilhelmsbad, wo damals, wie später in Homburg und Wiesbaden, eine Spielbank errichtet war. Es wird uns jedoch nicht gesagt, ob die beiden Herren im Spiel ihr Glück verjuchten. Dasselbst ergöhten sich an einem unserem Caroussel ähnlichen Spiel nicht nur kleine, sondern auch große Kinder.

Montag den 16. September wird Gießen passiert, „eine elende Stadt, welche eine ebenso schlechte Universität hat. Am Thore wurden wir gefragt, ob wir Burische wären und hier studiren wollten. Das Erste bejahten wir, aber zum Zweiten hatten wir nicht Lust, Ja zu sagen“. Das hessische Postgesetz verlangte damals, daß Jeder, der Extrapost fuhr, 4 Postpferde nehmen mußte, gleichviel ob der Wagen schwer oder leicht, die Reiseroute groß oder klein war. Ein Kaufmann, der nach Leipzig zur Messe reiste und sich den Zürchern anschloß, hatte nur ein leichtes Fuhrwerk und mußte eben so wohl 4 Pferde nehmen als Landolt und Escher für ihren schwer gebauten, mit viel Gepäck belasteten Reisewagen.

In Marburg war z. Z. keine Besatzung, da der Landesherr ein paar Jahre vorher die ganze Garnison nebst noch andern Truppen an England verkauft hatte, und jedes Jahr 600—1000 Mann Rekruten

zur Kompletirung stellen mußte. Aus diesem Grunde wurden auch vielfach Männerarbeiten von Frauen besorgt. An mehreren Orten trafen die Reisenden an den Straßen Frauen, welche Steine zerklöpften und die Wege in Ordnung hielten. Nach einer Tagreise von 18 Meilen wurde Cassel erreicht. Hier folgt in der Reisebeschreibung die weitläufige Aufzählung der Sehenswürdigkeiten, wie die der Gemäldegallerien, des Badehauses des Landgrafen, der Besuch auf dem Weißenstein, jetzt Wilhelmshöhe genannt mit seinen kunstvollen Wasserwerken. Auch hier wurden Briefe abgegeben, u. A. bei einer Frau Schellhas, geb. Holzhalb von Zürich, die aber nicht in sehr glücklichen Verhältnissen lebte, und am liebsten wieder nach Zürich zurückgekehrt wäre, wenn sich das hätte einrichten lassen. Der Mann war zur Zeit in die Schweiz verreist, um sich mit dem Schwiegervater auseinander zu setzen. In Begleit eines Barons von Wartensleben wurde sodann Joh. von Müller ein Besuch abgestattet. Landolt schreibt: „Prof. Müller ist ein sehr gefälliger und guter Mann. Gleich beim ersten Anblick würde man an ihm nicht den profunden Denker und Schriftsteller zu finden glauben, der er wirklich ist; im Gegentheil kündigt sein Aeußeres ein leichtiges lustiges Herrchen an. — Von der gegenwärtigen Lage der Schweiz muß er sonderbare Begriffe haben, denn nach seinen Reden zu urtheilen, stand er in der Meinung, daß in allen Kantonen nichts als Streit und Uneinigkeit herrscht.“

Von der Mutter des genannten Barons wurde Landolt beim Abschied ein Brief an Gleim mitgegeben. — Forster, der Sohn, der in den Jahren 1772—1775 mit Cook die Welt umsegelt hatte, konnte seinen Besuchern von seinen vielen gesammelten Schätzen nichts mehr zeigen, da dieselben, nachdem er sie von seiner weiten Reise wohlbehalten bis fast nach England gebracht hatte, auf dem Canal untergegangen waren. In Gesellschaft eines in Göttingen studirenden Genfers, welchen Müller in den Reisewagen geschmuggelt hatte, wurde Cassel verlassen. Der neue Reisegefährte, wegen der damaligen Genfer Unruhen eifrigst befragt, konnte oder wollte darüber jedoch keine Auskunft geben.

In Göttingen war es Sitte, daß die Studenten den Professoren, bei welchen sie Collegien hörten, in vollem Wuchs mit dem Degen an der Seite die Aufwartung machten. Hiezu waren die Stunden von 10 bis 12 Uhr am Sonntag festgestellt. Landolt, obwohl nicht inscribirt, fügte sich diesem Brauche und besuchte mit einem gewissen Welti von Zurzach, den er schon von früher her kannte, den Chemiker Gmelin u. Andere. Göttingen war damals noch voller Erinnerungen an den Hainbund, die Stolberge, an Bürger, Boß, Hölty. Pflichtschuldigst wurden die Orte, welche diese betreten und besungen hatten, aufgesucht. Der Abend (22. Sept.) wurde mit Landsleuten im Schweizer-Club zugebracht.

Troßdem Landolt und Eicher in Halle zu studiren gedachten, risikirtten sie doch noch ein paar Visiten bei Göttinger Dozenten, die sich zwar fast durchweg sehr höflich bezeigten, aber doch ein wenig merken ließen, daß sie es lieber gesehen hätten, wenn die Beiden nicht in Halle, sondern in Göttingen Weisheit schöpfen würden. Indessen hörten sie dort ein Collegium über Electricität; leider wollten die zur Erläuterung veranstalteten Experimente nicht gerathen. Eine drollige Beschreibung wird von einem gewissen Professor Büttner entworfen, den man damals, wie es scheint, mehr des Amusements als der Belehrung wegen besuchte. „Der alte Professor Büttner ist in seiner Art zu leben ein vollkommener Cyniker, und zwar recht von der schmutzigen Classe! Sein Zimmer mag wohl seit vielen Jahren nicht gekehrt worden sein, denn es ist in der That ganz unmöglich, zu unterscheiden, ob der Fußboden Holz oder Erde ist. Ebenso sehen auch die Fenster aus; kaum vermag das Tageslicht durch den Unrath hindurchzudringen. Wir hatten alle Ursache zu fürchten, daß wir auf den Stühlen, auf die er uns zu sitzen nöthigte, kleben bleiben möchten. Hiezu assortirt sich ganz vortrefflich der Schlafrock und die Müße, wie auch das Bett, das im nämlichen Zimmer sich befindet und beständig besetzt ist. Denn wenn sich der Herr desselben nicht bedient, so liegen ein paar von den halb Duzend Hunden, die er sich hält, darin. Diese letzteren sind jedoch nicht am besten bei ihm aufgehoben; denn wenn ihn die Lust ankömmt, so nimmt er einen davon und sezirt ihn lebendig,

um den Kreislauf des Blutes und andere anatomische Merkwürdigkeiten zu beobachten. Uebrigens ist er ein guter, ehrlicher Mann, der viele Kenntnisse besitzt, aber auch seine eigenen Meinungen hat und nicht mehr ganz für die heutigen Zeiten geschaffen ist.“

Bei Gmelin wurden sie nebst einigen andern Schweizern zu Tisch gebeten.

In Klausthal hielten die Reisenden an und durchstreiften die Silberbergwerke in allen Richtungen. In einer der tiefsten Gruben hatte kurz zuvor der Bischof von Osnabrück mit einem der Stolberge zu Mittag gespeist, ein Seitenstück zu dem berühmten Bad in der Suhl.

Zwischen Klausthal und Goslar war die Straße in so schlechtem Zustande, daß der Wagen das eine Mal drohte, in den hohen Straßeborden stecken zu bleiben, das andere Mal in die Tiefe zu rutschen.

Doch langten die Freunde ohne Unglück in Goslar an. Hier aber mußten sie zum Beschluß der Tagereise auf der Landstraße liegen bleiben, bis der Bediente die Löcher und Gruben in der Hauptstraße, in denen die Räder hängen geblieben wären, mit Steinen ausgefüllt hatte. — Beim Essen trafen die Reisenden einen Walliser, der in Goslar als Arzt lebte. Gleich nachdem er erfahren, daß er Zürcher vor sich habe, rief er: „O, warum habt Ihr Euerm braven Waser den Kopf abgehauen? Das war doch zu hart!“ Landolt und Escher setzten ihm die Umstände, vom Standpunkt der Zürcher Regierung aus betrachtet, auseinander, worauf sich der Walliser zufrieden gab; ob er wirklich andern Sinnes geworden, ließ sich nicht genau ermitteln. Landolt äußert die Vermuthung, der Walliser habe sich vielleicht das Essen nicht verderben wollen und habe darum geschwiegen. — Uebrigens gieng es in Goslar ganz gemüthlich zu. Nach Tisch wurde mit dem Doktor Regel geschoben, sodann das „Theater“ besucht, wo eine wandernde Truppe zum ersten Mal spielte. Die Aufführung war zwar herzlich schlecht, dagegen machte es Landolt Spaß, daß er, da Alles, was Füße hatte, herbeigeströmt war und somit nicht Plätze genug da waren, seinen Sitz mit einer Dame theilen mußte, von der er nur bedauert, daß die unerbittliche Zeit bedenkliche Spuren

in ihrem Angesicht hinterlassen. Den Schluß des Tages bildete eine zahlreich besuchte Punschgesellschaft, wobei Landolt und Escher einige von Lavater's Schweizerliedern zum Besten gaben.

In Halberstadt wollten sie das bereits erwähnte Schreiben an Gleim abgeben; dieser war jedoch auf einer kleinen Reise begriffen. Dagegen wurden sie von seiner Nichte empfangen, welche ihnen das Haus zeigte, sowie eine Reihe Portraits, mit denen die Zimmer gefüllt waren und welche die Litteraturhelden der damaligen Zeit vorstellten, so Klopstock, Bodmer, Lavater, Bürger und Andere. — Verschllossene Briefe konnte man damals, wenn man den preussischen Visitatoren etwas Klingendes in die Hand drückte, ohne Schwierigkeit durchbringen. Hier sah Landolt die erste preussische Wachtparade und erstaunte ob der äußerst exakten und schnellen Ausführung der Commandos.

Endlich am 29. September wird das erste Reiseziel, Halle erreicht, wo Landolt sich nun für 3 Semester niederläßt, nicht ohne während dieser Zeit jeweilen in den Ferien kleinere oder größere Excursionen zu unternehmen; im Uebrigen aber war die Zeit fleißigen Studien gewidmet. Gleich bei der Ankunft wurden sie von Hrn. David Wyß empfangen, dem Sohne des im Jahr 1795 zum Bürgermeister gewählten Hrn. Wyß. Der Sohn erstieg bekanntlich diese höchste Würde gleichfalls. Während des ganzen Aufenthaltes verkehrten Wyß und Landolt täglich zusammen theils in heiteren Gesprächen, theils in ernster Diskussion.

Von diesem Landsmann begleitet stellten sich die Neuankömmlinge bei Prof. Eberhard vor, wo sie forthin mit Wyß und Anderen ihr Mittagsmahl einnahmen. Genannter Herr machte auf seine Kostgänger den besten Eindruck, und die Folge zeigte, daß sie es nicht zu bereuen hatten, hier Verpflegung genommen zu haben. Beim Quartiermeister des in Halle in Garnison liegenden Regiments Anhalt-Bernburg bezog Landolt seine Wohnung.

Gleich in den ersten Tagen fand sich Gleim an Eberhard's Tische ein, den Landolt in Halberstadt aufgesucht, aber nicht getroffen hatte, sowie der Weltumsegler Forster, der ältere. Gleim war sehr freundlich

und erkundigte sich sorgfältig nach seinen Zürcher Bekannten. Forster glänzte durch sein Redetalent, wobei seine Person gewöhnlich den Mittelpunkt der Erzählung bildete. Er hatte sogar extra sein eigenes ziemlich großes Portrait von Hause in die Gesellschaft mitgeschleppt, um sich auch im Bild bewundern zu lassen. Die Immatriculation geschah zuerst durch den Dekan der philosophischen Fakultät, Prof. Schulze, jedoch nicht, bevor jeder der beiden Studenten ihm ein Stück aus dem Livius übersetzt hatte, sodann nochmals durch den Prorector Woltaer, dem sie auch das Handgelübde ablegten.

Am 21. Oktober nahmen die Collegien ihren Anfang, die Landolt jeden Tag von 9—5 Uhr in Anspruch nahmen. Dazwischen fiel die Essenszeit und eine Stunde für den Fectboden. Er hörte bei Eberhard Metaphysik und Aesthetik, bei Woltaer ein Colleg über die Institutionen und bei Sprengel Statistk. Außerdem wird Französisch, Italienisch und Musik getrieben. Landolt glaubt zu bemerken, daß einige Professoren sehr um die Gunst der Studenten buhlen, um sich größern Zulauf und damit vermehrte Einnahmen zu verschaffen. In gesellschaftlicher Beziehung bot das damalige Halle nicht sehr viel. Ein paar Bälle und ein Liebhaberkonzert im Winter waren fast alles. Bei Prof. Eberhard fand hie und da eine Privatmusikunterhaltung statt mit nachfolgender kalter Küche. „Nachher amüsirt oder ennuyirt sich ein Jeder bis Mitternacht,“ bemerkt Landolt. „Die hiesigen Schönen“, heißt es weiter, „haben ein bißchen zu viel Stolz und wenn der Student nicht Edelmann oder sonst gut empfohlen ist, gibt man sich nicht gleich mit ihm ab.“ Eine Sitte, an die sich Landolt nur ungern gewöhnt, ist die des Handkusses, der bei jedem Anlaß applicirt werden mußte und bei der vornehmen Dame wie bei der Frau des Philisters in Anwendung kam. In einem Capitel, das von den Steuern handelt, die in Halle bezahlt werden mußten, finden sich einige interessante Notizen. Schon die direkten Steuern sind hoch, hiezu kommen noch viele indirekte. Zu den erstern gehören „Service“, d. h. Abgabe für Befreiung von Einquartirung, Laternengeld, Waschgeld, Opfergeld in die Kirche, Feuermauerkehrgeld, Kerzengeld, Feuerinstru-

mentengeld und Feuerkassengeld u. n. A., zu den Letztern die Accise, die so ziemlich Alles trifft, was zum Leben nöthig und nicht nöthig ist. Wenn ein Hausvater stirbt, muß ein Thaler bezahlt werden. Der Sohn, dessen Vater 6000 Thaler oder mehr Vermögen hatte, war zwar militärfrei, durfte aber das Land nicht ohne Erlaubniß verlassen und erhielt in diesem Falle vom Regiments-Commando den sogenannten Laufpaß. u. s. w.

Ich übergehe die Reise, die Landolt noch vor Beginn der Vorlesungen nach Dessau und Leipzig machte. An letzterm Orte wurde gerade die Octobermesse abgehalten, wo es natürlich viel zu sehen gab. Eine zweite Reise, unternommen in den Osterferien 1783, führte Landolt wieder nach Leipzig, sodann nach Meissen, Dresden und in die sächsische Schweiz. — Auf einem viertägigen Ausflug im Juni desselben Jahres wurde Weimar besucht. Ich erlaube mir, darauf wieder etwas näher einzutreten. — Dießmal fand die Reise zu Pferd statt. Ueber Saachstädt und Naumburg, wo der Dom in Augenschein genommen wurde, erreichten die Freunde das gepriesene Weimar. Abgesehen von der lieblichen Umgebung war zwar der erste Eindruck kein besonders günstiger. Noch lag immer, wie zur Zeit der Ankunft Göthe's, das alte, 9 Jahre vorher abgebrannte Schloß in Ruinen da, und die Stadt präsentirte sich wenig residenzmäßig. Der erste Besuch, nachdem Landolt und Escher Toilette gemacht hatten, galt Wieland; dieser war aber noch bei Hofe, so daß sie sich die Zeit anderweitig vertrieben und unter Anderm die sogenannte Academie oder Zeichnungsschule besichtigten. Wends sprachen sie wieder bei Wieland vor. Landolt beschreibt uns den Besuch wie folgt:

„Wieland empfing uns mit vieler Höflichkeit; da er eben von Hofe kam, war er sehr gepußt. Allein ich fand den Mann nicht an ihm, den ich erwartet hatte. In seiner Physiognomie konnte ich nie den Ver-

fasser des Oberon und so vieler schlüpfriger Gedichte erkennen ¹⁾). Seine hohe Stirne kündigt Verstand und Wiß an; sein Mund ist ziemlich weit, die Nase etwas habichtartig u. s. w. In Gesellschaft scheint er ziemlich gerne das große Wort zu führen. Wir blieben wohl eine halbe Stunde bei ihm, er schwatzte uns eine Menge Zeug von Zürich vor, gasconnirte mitunter auch ein wenig. Da das Gespräch auf Bodmer kam, so erzählte er uns, wie dieser ihn als einen sich vortheilhaft auszeichnenden Jüngling in Affection genommen, wie er sich alle Mühe gegeben habe, ihn nach Zürich zu bringen, und wie er mehrere Jahre gleichsam das Kind im Hause gewesen sei. Allein diese Lebensart habe ihm, als einem nach Thätigkeit strebenden Geist, nicht behagen wollen, ob er gleich immer studierte und mit den vortrefflichsten Männern Zürich's Umgang hatte, so mit Breitinger, Heidegger, den er für den größten Kopf hält, den er jemals gesehen, u. A. m. Damals wollte er (Wieland) auch ein Erziehungs-Institut gründen, aber es wurde trotz Heidegger's Aufmunterung nichts daraus. — Das schöne Geschlecht machte zu jener Zeit auf ihn, den kaum 20jährigen Jüngling, keinen Eindruck; sie machten alle auf ihn den Eindruck von eitlen, unwissenden, flatterhaften Geschöpfen; wollte je ein Frauenzimmer sich seine Gewogenheit erwerben, so mußte sie wenigstens 40 Jahre auf dem Rücken haben und fein gesetzt und ein wenig gelehrt und weise sein. Es war gerade damals, als Bodmer seine Noachide herausgab. Wieland, als ein feuriger Jüngling, empfand die Schönheiten und unerreichbaren Vorzüge dieses Gedichtes in vollem Grade und hätte beinahe im Gefühl seiner Nichtigkeit sich dafür hin in den Staub werfen mögen; im Taumel der Bewunderung schrieb er einen großen Commentar über die Schönheiten desselben, den er jetzt nicht mehr schreiben würde, denn da ihm Bodmer's Bibliothek immer offen stand und er sich öfter darin umsah, so entdeckte er nach und nach die ganze Noachide in andern Schriftstellern. Fast jede Idee, jede Charakter-

¹⁾ Lavater's Einfluß macht sich hier unwillkürlich geltend.

zeichnung fand er in irgend einem englischen oder italienischen Dichter, so daß also nur die Zusammenordnung und das Gewebe Bodmer's Arbeit war. Mit dieser Entdeckung nahm auch seine Bewunderung ab, obgleich, wie Bodmer ihm des Destern vorpredigte, dieß den Dichter gar nicht zum *plagiarius* mache, indem es ihm gar wohl erlaubt sei, die Schönheiten, die er schon vor sich findet, so gut als möglich zu benutzen.“

Dieß und noch andere Meinungsverschiedenheiten brachten Wieland und Bodmer zuletzt ein wenig auseinander, wie der Erstere seinen Besuchern mit vieler Behaglichkeit auseinandersetzte. — Am Schluß des Besuches trat noch Bertuch ein, um mit Wieland Abrede wegen einer Reise zu treffen.

Tags darauf entdeckt der Barbier seinen beiden Klienten Landolt und Escher, daß er auch die Ehre habe, den Herrn Geheimrath Göthe zu bedienen, und auf die Frage, ob Göthe wohl diesen Morgen zu sehen wäre, wird ihnen bejahend geantwortet. Dießmal fehlte also das traditionelle Empfehlungsschreiben; dennoch wurde der Versuch gewagt. Hier stand bei der Thüre kein Cerberus, in Gestalt eines Kammerdieners, wie bei den Professoren und andern Standespersonen in Leipzig, welcher den Ankömmling zuerst weitläufig nach Namen, Stand, Charakter, Herkunft und so weiter ausfragte, um sich dann bei seinem Herrn zu erkundigen, ob dieser zu Hause sein wolle oder nicht. An mehreren Thüren vergeblich klopfend, kommen sie endlich vor die richtige und werden von Göthe empfangen. Landolt schreibt: „Göthe ist Geheimer Rath und läßt sich Excellenz heißen, denn der Herzog hat ihn geadelt! Er empfieng uns sehr höflich. Seine Physiognomie ist stark und eben nicht einnehmend, die Gesichtsfarbe schwärzlich und die Nase ziemlich groß; seine schwarzen Augen sind lebhaft und verrathen einen feurigen Geist. Jetzt schreibt er nicht mehr viel, weil er, wie er sagte, so sehr mit Geschäften überhäuft ist. Wir blieben eine kleine Viertelstunde bei ihm; unser Gespräch betraf ganz gleichgültige Dinge. Man merkt es ihm an, daß er sich Mühe giebt, seine Würde zu behaupten und immer zu repräsentiren. Verstand und Feinheit wird man ihm nicht leicht absprechen, denn anno 1775

(Landolt schreibt irrthümlich 1774), als er hieher kam, hat er sich beim Herzog so einzuschmeicheln und in seiner Gunst zu erhalten gewußt, daß er immer sein erster Günstling und Vertrauter ist.“

Von den übrigen Weimarer-Berühmtheiten wurde noch Musäus aufgesucht, aber nicht angetroffen; auch Herder sahen sie nicht, weil Prof. Bode, der sie dahin begleiten wollte, in der letzten Minute es vorzog, einen andern Weg einzuschlagen und auf einem Abendspaziergang sich mit den Jünglingen in Weimars Umgebung zu ergehen. Der Mittagstafel des Hofes sahen sie einmal auf einer in der Höhe des Speisesaales angebrachten Gallerie zu. Der Weihrauch, mit dem man Fürsten gewöhnlich zu umgeben pflegt, fand sich hier auch in handgreiflicher Form, indem das Speisezimmer so stark geräuchert war, daß die auf der Gallerie Stehenden es kaum auszuhalten vermochten. Im Uebrigen macht das höfische Treiben auf Landolt, der ein guter Republikaner ist und sich gelegentlich darauf etwas zu gut thut, keinen tiefen Eindruck. Am vierten Tage sind Landolt und Escher wieder in Halle bei ihren Studien.

Die zwei nächsten Semester bringt Landolt noch in Halle zu, das er im April 1784 für immer verläßt, um seine Reise weiter fortzusetzen, dießmal in Gesellschaft eines Canonicus Neckermann von Coblenz.

Auf der Durchreise wird in Dessau das Basjedow'sche Erziehungs-Institut besucht. Landolt wohnt einigen Unterrichtsstunden bei und spendet der Anstalt, die damals von einem gewissen Direktor Wolke geleitet wurde, hohes Lob. Das Schloß des Fürsten von Dessau in Wörlitz wird eingehend betrachtet. Sodann übt Leipzig seine frühere Anziehungskraft auf Landolt aus, indem dieser sich auch jetzt mehrere Tage daselbst aufhält. Einmal treffen 12 Zürcher beim Nachtessen zusammen, wobei es dann, wie begreiflich, sehr heiter zugeht. Ueber Wittenberg geht die Reise nach Potsdam weiter. Die erste scharfe Visitation bestanden die Reisenden schon an der preußischen Grenze, die zweite bei der An-

kunft im Hotel in Potsdam, wo ſich, der Mitternachtsſtunde ungeachtet, ſofort ein rieſenhafter Unteroffizier der Garde präſentirte und die Herren examinirte. Andern Tags wohnten ſie den Manövern der Potsdamer Garniſon bei und ſahen bei dieſem Anlaß den König, Friedrich den Großen, der nach langer Krankheit zum erſten Mal wieder zu Pferde geſtiegen war und die Truppen inſpicirte. Bei der Rückkehr von der Revue richtete der König im Vorbeireiten die Worte: Seyd ihr Studenten?“ an Landolt und ſeinen Begleiter; dieſe waren aber ſo verdußt ob der unerwarteten Anrede, daß ihnen die Antwort im Halse ſtecken blieb. Das Schloß in Sansſouci, ſowie das königliche Schloß in Potsdam konnten während der Abweſenheit des Königs beſichtigt werden. Landolt iſt voller Bewunderung für den Preußenkönig, dagegen iſt er weniger erbaut von der innern Einrichtung der beiden Schlöſſer. Nicht nur läßt dieſelbe die königliche Pracht faſt durchweg vermiſſen, ſondern Möbel und Tapeten ſind zum Theil in ſehr üblem Zuſtand und namentlich durch die bekannten Windhunde des Königs, von denen überall Exemplare herumlaufen, böß zugerichtet.

Im Park befand ſich auch der Begräbnißplatz für dieſe Hunde, von denen jeder auf einen Denkſtein Anſpruch hatte.

In Berlin wieder einläßliche Reviſion des Gepäcks. Im Hotel Stadt Rom unter den Linden wurde abgeſtiegen. Die damalige Wirthstochter, durch ihre Schönheit berühmt, verſtand es ausgezeichnet, ſich den Hof machen zu laſſen und die Gäſte ihres Vaters zu Depenſen zu veranlaſſen. Wer ſeinen Geldbeutel gehörig gelüftet hatte, durfte ſich beim Abſchied in's Stammbuch des Fräuleins eintragen. Landolt wurde indeſſen dieſe Ehre nicht zu Theil. Einen Hauptanziehungspunkt während des Berliner Aufenthaltes bildeten die Manöver und Revuen, denen der König in der Regel beiwohnte. Die Berliner Garniſon war damals 25,000 Mann ſtark, bildete ſomit einen Sechstheil der 150,000 Einwohner Berlins. In Begleit eines Unteroffiziers wurde das Zeughaus mit ſeiner vollſtändigen Ausrüſtung für 200,000 Mann durchwandert,

das aber bloß ein Drittheil des gesammten in Bereitschaft liegenden Vorraths enthielt.

Von den äußerst zahlreichen Besuchen, die Landolt hier abstattete seien hier nur diejenigen bei Moses Mendelssohn erwähnt, der sich außer der Philosophie noch mit dem Seidenhandel befaßte, sowie bei Chodowiewski, der dem Besuchenden seine Arbeiten zeigte, so unter Anderem ein Portrait des Königs von Preußen in Miniaturmalerei. Ein gleiches Exemplar, sagte Chodowiewski, habe er für einen Herrn Landolt von Zürich machen müssen. Es ist Landvogt Sal. Landolt gemeint, der bekanntlich einmal in Berlin war und für Friedrich den Großen bis an sein Ende große Verehrung bewahrte. Unser Landolt mußte Chodowiewski über seinen Namensvetter genaue Auskunft geben.

Moses Mendelssohn genoß in Berlin allgemeine Achtung; einem Gardelieutenant, der ihn einmal fragte, womit er schwachere, gab er zur Antwort, mit etwas, wofür der Offizier doch keinen Platz habe, nämlich mit Verstand. Seither blieb Mendelssohn unangefochten. Seine Glaubensgenossen wollten ihm damals eine Büste aus weißem Marmor setzen; um aber auf die Kosten zu kommen und wo möglich noch ein Geschäft zu machen, faßten sie den Plan, die Büste in Kupfer stechen zu lassen und die Kupferstücke zu verkaufen. Die Lebensweise in Berlin muß zu Landolt's Zeit eine sehr einfache gewesen sein; die feinern Lebensgenüsse waren ohne Ausnahme theuer, die Besoldungen der Beamten klein, der Adel lebte zum Theil auf sehr eingezogene Weise, und der Handel wollte noch nicht viel bedeuten. Da der Sold der Soldaten und auch der Offiziere, vom Hauptmann abwärts, mehr als bescheiden war, zog die Stadt trotz der starken Garnison wenig Nutzen aus der Armee, und daß die Großen nicht übermäßige Ausgaben machten, dafür sorgte das Beispiel des Königs. Im Tagebuch findet sich keine Stelle, die besondere Bewunderung für die Stadt ausspricht, wohl aber für die Armee, die Manöver und vor Allem für den König, Friedrich den Großen. Der Aufenthalt in Berlin dauerte etwas mehr als drei Wochen.

Im Mecklenburgischen hört die Reise per Post auf, und es muß mit „Hauderern“ accordirt werden. — Ueber Schwerin wurde Lübeck erreicht. — In Travemünde erblickt Landolt zum ersten Mal das Meer. — Im Gegensatz zu Berlin fesselte in Lübeck das Alterthümliche in der Bauart der Häuser, sowie das ganze Gepräge der Stadt den Besucher. In der Familie Niemeyer fand Landolt freundschaftlichste Aufnahme während des mehrtägigen Aufenthaltes.

In Kiel hatten die Schuhmachergesellen gerade die Arbeit eingestellt, zogen lärmend in der Stadt herum und kehrten nicht wieder zur Arbeit zurück, bis die Meister ihnen die Wirthshausschulden bezahlt und alles Gute versprochen hatten. Landolt schließt mit den Worten: „Solch' schädlicher Handwerksunfug wird in Deutschland noch immer geduldet!“ — Auf dem Gute des Grafen Holf befand sich gerade Klopstock zu Besuch, „der“, schreibt Landolt, „für die deutsche Litteratur so wichtige Mann. Wer aber in seinem Aeußern den Messiasdichter erkennen will, der muß Kramer's¹⁾ Brille auf der Nase haben, wodurch man sogar sein übermenschliches Genie in seiner Art die Tabakspfeife zu halten und seine Schlafmütze oder Perücke aufzusetzen, soll ganz einleuchtend erkennen können! aber gewöhnliche, gesunde Alltagsaugen sind unmöglich im Stande, so etwas zu prästiren. — Klopstock ist ein kurzer, untergesetzter Mann; seine Jahre mögen den 50 näher sein als den 40, (Klopstock war zur Zeit, da ihn Landolt sah, schon 60 Jahre alt), seine blauen Augen haben indessen noch all ihr Feuer. Er ist ein unterhaltender Gesellschafter. Er fieng gleich an, von der angenehmen Zeit zu reden, die er in Zürich zugebracht hatte, u. s. w. Bei dem Capitel der schweizerischen Unruhen mißbilligte er das Betragen meiner Vaterstadt gegen Stein a. Rh. sehr, daß sie die Beylegung der Streitigkeiten gleich mit der Execution angefangen habe; da ich ihm aber die langwierigen, fruchtlosen Unterhand-

¹⁾ Prof. Kramer, den Landolt in Kiel besuchte, Verfasser des Buches: Klopstock, Er und über ihn; geb. 1723, gest. 1788.

lungen, die vorhergegangen waren, und von denen der allergrößte Theil des publici, welcher jetzt nur das letzte, auffallende Factum im Auge hat, nichts weiß, erzählte, änderte er bald sein Urtheil. — Schade, daß Klopstock nicht unsern braven Dichter Gefner nachgeahmt und nach errungenem, verdientem Lorbeer die Feder niedergelegt, sondern, allzustolz auf denselben, sich zum Umschaffer und Schiedsrichter über unsere Sprache aufgeworfen hat. Jetzt scheint er sich gute Tage von dem erworbenen Geld machen zu wollen. Hätten wir uns einige Zeit mit ihm allein unterhalten können, so hätte er sich unfehlbar auf eines seiner zwei Steckenpferde gesetzt und etwelches von der Messiasde und allen ihren Uebersetzungen oder von seinen Pferden zu reden angefangen, wie er mit beinahe allen Fremden, die ihn besuchen, zu thun pflegt. Ich kenne sogar einen Gelehrten, den der göttliche Dichter in einer rothen Reitjacke empfing, gleich nach den ersten Besuchskomplimenten in den Stall führte und ihm da alle möglichen Tugenden und Vollkommenheiten seines Pferdes vordemonstrirte.“

Der Abstecher nach Kopenhagen gehörte eigentlich nicht zum Reiseprogramm, und es ist bezeichnend, daß sich Landolt vornimmt, diese Abschweifung nach seiner dereinstigen Heimkehr so gut als möglich zu entschuldigen. Auf einem kleinen aber fast neuen Schiff wurde die Fahrt gemacht, wobei Landolt die Unnehmlichkeiten der Seekrankheit zu spüren bekam, trotzdem ihm ein Mitpassagier rieth, zuerst einen Schluck Seewasser und sodann einen Schluck Branntwein zu trinken. Die Reise dauerte 36 Stunden; nicht ohne Behagen wurde Kopenhagen erreicht, und nachdem man sich erholt hatte, die Stadt durchwandert. Ein Ausflug brachte die Reisenden sodann nach Helsingör zur Festung Kronburg, die sie in Begleit eines Dänen in Augenschein nehmen durften. In Kopenhagen wurde ihnen auf besondere Empfehlung gestattet, ein großes Kriegsschiff anzusehen; der Empfang seitens einiger Seeoffiziere war ein ganz ausgezeichneteter. Es lag im Plan der Reisenden, auf dem Seeweg nach Kiel zurückzukehren. Allein eine volle Woche waren sie in Kopenhagen festgehalten, da wegen widrigen Windes keine Schiffe auslaufen konnten.

Von Tag zu Tag vom Schiffer vertröstet, geht die Zeit langsam genug herum. Die Merkwürdigkeiten sind gesehen, bei den Bekannten will Landolt nicht mehr vorsprechen, da er bereits allerorts seine Abschiedsvisiten gemacht hat. Zum Zeitvertreib studiert er die neueste dänische Geschichte und gibt eine interessante Skizze von Struensee, dem Beispiel eines Parvenus, dem freilich die äußern Umstände: Geistesschwachheit des Königs, eigene hohe Begabung, Gunst der Königin — eine Tochter des Königs hatte in Kopenhagen den Namen „Mamsell Struensee“ — sehr zu statten kamen, der eine Reihe Verbesserungen einführte, die selbst nach seinem Sturz und Ende nicht wieder fallen gelassen wurden. Des Wartens müde schlug Landolt endlich den Landweg ein. Auf sogenannten Fahrstühlen, dann auf kleinen Bauernwagen erreichten er und seine Begleiter, zum Theil auf schlechten Wegen gehörig geschüttelt, Rodby auf der Südküste von Laaland. Hier hatte aber die Reise vorläufig ihr Ende, da der Wind wieder ungünstig war. Zwar versuchten sie trotzdem die Weiterreise, kamen aber nicht weit und mußten wieder nach Rodby zurück, wo in dem kleinen Nest, das natürlich gar nichts bot, drei Tage todtgeschlagen wurden.

Endlich schlug die Erlösung. Auf einem alten und morschen, nur zum Küstendienst verwendeten Schiffe ging zum zweitenmal zur See. Noch immer war das Meer unruhig, und nicht lange, so saßen die Reisenden auf einer Untiefe fest. Es war Nacht, der eine Schiffer war ein gebrechlicher Mann, der andere war betrunken. Nun legte Alles Hand an, auch Landolt, der sich dieser Arbeit wohl am wenigsten gewohnt war, um das Schiff mit Stangen und Rudern wieder flott zu machen, was nach vielen vergeblichen Versuchen zuletzt gelang. Von Schlaf war wenig die Rede, da die Nacht kalt war und nicht Alle unter dem Verschlage am Vorderdeck Raum für das Nachtlager fanden und so unter freiem Himmel den Morgen erwarten mußten.

Aber die Fahrt mit ihren Gefahren war damit noch nicht zu Ende. Der Sturm nahm bei Tagesanbruch wieder zu, und als die Reisenden die Nordspitze der Insel Fehmarn umfahren wollten, wurden sie zwei-

mal wieder ins offene Meer hinausgetrieben, erst beim dritten Mal, als wieder Alles an den Rudern arbeitete, gelang es das Hinderniß zu überwinden. Schließlich riß noch das Seil, welches das Hauptsegel gehalten hatte. Volle 24 Stunden hatten sie zur Ueberfahrt über den Belt von Fehmarn gebraucht. Bei Heiligen-Hafen, einem kleinen Städtchen in Holstein, betraten sie wieder das Festland, nicht wenig froh, dem Ungemach entronnen zu sein. In Kiel wurde nur soviel Halt gemacht, um sich zur Weiterreise zu rüsten, und über Alzburg wurden die Thore von Hamburg erreicht. Vorläufig nur die Thore, denn es war Sonntag und die Pforten wurden erst nach beendigtem Gottesdienst geöffnet, oder wie Landolt sagt, wenn der Geistliche in der Hauptkirche die Kanzel verläßt. So mußte gewartet werden. Ich will mich über den Hamburger Aufenthalt kurz fassen. Landolt suchte Klopstock hier in seiner Wohnung auf, wo sich dieser richtig in der rothen Reitjacke präsentirte. Es wurde musiziert und Klopstock's Freundin, die Frau v. Winden ließ ihre Stimme erschallen, die ihren Gönner in das höchste Entzücken versetzte, der dasselbe aber auch von seinen Gästen erwartete. — Einmal sahen Landolt und seine Begleiter, wie zwei Frauen, Mutter und Tochter bei ungeheuerem Zulauf durch die Stadt geführt wurden, um gerädert zu werden, weil sie einen Juden ermordet hatten, dessen Blut sie zur Teufelsbannung und Verübung von allerlei andern Hexereien verwenden wollten. Die Exekution geschah ohne Beistand eines Geistlichen, weil, wie es heißt, das gemeine Volk früher diejenigen beneidet habe, welche unter Begleit eines Geistlichen zur Richtstätte geführt wurden. Dem aus Lessing's Leben bekannten Pastor Göke wurde ein Besuch abgestattet. Seine Glanzperiode war damals schon vorbei; mit seinen Besuchern unterhielt er sich über Geld- und Wechselkurse, auf welchem Gebiet er sehr gut Bescheid wußte. Landolt erzählt, daß zu seiner Zeit in Hamburg die Thore sehr spät aufgemacht und sehr früh geschlossen wurden, damit der Hamburger gezwungen sei, seine Wohnung in der Stadt zu nehmen und somit Grund und Boden ihren Werth nicht verlören.

Dem Wandsbecker Boten, Matthias Claudius, wurde eines Tages

die Aufwartung gemacht. Er machte auf Landolt genau denselben Eindruck wie auf Martin Usteri, der fast um dieselbe Zeit dort war. Dieser Besuch ist in Usteri's Biographie von David Heß nach einem Briefe Usteri's sehr hübsch beschrieben. Trotz seiner sehr beschränkten Einkünfte und seiner zahlreichen Familie war Claudius sehr gastfreundlich, und da sich seine Gäste jede Bewirthung ausdrücklich verboten, schenkte er Jedem ein paar Rosen aus seinem Garten, damit sie doch nicht leer fortgehen möchten.

Vom 16. Juli bis zum 1. November befand sich Landolt in Holland und Belgien, deren hauptsächlichste Orte er alle besuchte und beschrieb. Ich will Sie damit nicht ermüden und nur erwähnen, daß er in den verschiedenen Garnisonen, so namentlich im Haag und Maestricht, zahlreiche Zürcher Offiziere fand, die es natürlich an Aufmerksamkeiten nicht fehlen ließen.

Am 1. November traf Landolt in Paris ein und brachte daselbst mehr als 5 Monate zu. In dieser langen Frist kann man viel sehen, wenn man seine ganze Zeit zur Verfügung hat, und Landolt's Notizen, die sich über Paris allein auf 300 Seiten erstrecken, geben den Beweis davon, daß er seinen Aufenthalt voll benutzte. Von dem reichen Inhalt will ich zum Schlusse noch Einiges hervorheben. Auch hier, wie in Berlin, war ein Hof, der eigentlich seine Residenz nicht in der Hauptstadt, sondern, wie dort in Potsdam, hier in Versailles hatte. Freilich boten die beiden ein sehr verschiedenes Bild, dort Sparsamkeit, hier Verschwendung, dort mehr oder weniger eingezogenes Leben, hier frohe Lust, die alle Kreise beseeelte. Es waren die letzten Jahre des alten Königthums und das «après nous le déluge» hatte allgemeine Geltung, beim vierten Stand ausgenommen, der aber damals noch nicht gezählt wurde. Der König, weniger zum Arbeiten, als zum Essen und Trinken aufgelegt, genoß der allgemeinen Achtung nicht mehr, als unbedingt nothwendig war; die Königin Marie Antoinette war wenig beliebt. Charakteristisch ist es, daß sich diese Unbeliebtheit vorzüglich in einer Menge Skandalgeschichtchen ausdrückte, denen Landolt, wie mir dünkt, ein Bißchen zu viel Glauben

schenkt. Er sah auch die Königin wiederholt in Versailles; von der gerühmten Schönheit war nicht viel zu bemerken, sei es, daß sie dieselbe nie in hohem Grade besaß oder in den 10 Jahren ihres Ehestandes schon verloren hatte. Als passiver Herr wird der Comte de Provence, später Louis XVIII., und als sehr aktiver im schlimmen Sinne der Comte d'Artois, später Karl X. geschildert. Des letztern Frau soll sich mit einem Schweizer Soldaten der Garde compromittirt haben, wofür letzterer auf hoher See ertränkt wurde. Einer Prozeßion der «Cordons bleus», d. h. der Ritter vom Orden des hl. Ludwig, wohnte Landolt bei und sah bei diesem Anlaß die ganze königliche Familie und die höchsten Würdenträger.

Als Reminiscenz an die Regierung Louis XV. lebte auch noch die Dubarry, die jedes Jahr dem regierenden König ihre Rechnungen zur Bezahlung einsandte, obwohl sie 300,000 französische Livres Rente hatte. Den Hof umgab der zahlreiche, damals reiche und mächtige Adel. Von den Schlössern desselben waren einige gut empfohlenen Fremden zugänglich. Auf dem Schlosse des Fürsten Camille von Rohan wohnte Landolt einem Hasen-Treiben bei. In Paris war an Vergnügungen selbstverständlich auch im letzten Jahrhundert kein Mangel. In erster Linie stand das Theater, vor allen die Comédie française, die Landolt jede Woche wenigstens einmal besuchte. Das Repertoire bestand größtentheils aus Stücken Voltaire's, sodann Racine's und Moliere's. Dem Sonntagspublikum zu Liebe wurden an diesem Tage auch zuweilen Possen gegeben.

Das Parterre, d. h. nicht die Claque, sondern das Publikum, übte damals die Censur, die sich nicht bloß auf das Stück, sondern selbst auf die in den Logen Sitzenden erstreckte so z. B., wenn Jemand den Hut aufsetzte oder dem Parterre den Rücken kehrte u. s. w. Die kleinern Theater von Paris waren der Oper tributpflichtig; ein bestimmter Theil der Einnahme mußte an dieses Institut abgegeben werden, welches seinerseits dem König eine hohe Pachtsumme bezahlte, also gerade umgekehrt wie heutzutage. Eines derselben bezahlte außerdem jedes Jahr 52000 Livres an die Armenhäuser und 50000 Livres den Autoren. Neu war damals

Figaro's Hochzeit von Beaumarchais, welches Stück sich des stärksten Zulaufs erfreute. Eine von der Censur verbotene Ausgabe dieses Werkes, welche derbe Ausfälle auf die Regierung enthielt, wurde zu Fr. 600 pro Exemplar im Geheimen verkauft. An öffentlichen Tanzlokalen fehlte es nicht; Landolt besuchte hie und da eines derselben, um am Tanzvergnügen theilzunehmen. Doch gibt er einmal seiner Entrüstung über die vielfache Gelegenheit zur Liederlichkeit hercdten Ausdruck: „Wer hat eine Brust von Eisen und eine Stimme von Erz, um gegen all das Menschen-Entehrende zu deklamiren, welches die großen Städte ausbrüten. Und wie ist es möglich, jemals zu viel darüber zu sagen?“

Auf den Bällen der Oper ging es vor 100 Jahren fast genau so zu wie jetzt.

Landolt hatte Gelegenheit, einige interessante Bekanntschaften zu machen. Der Magnetiseur Mesmer war der Löwe des Tages. Zwar wurde ein Theaterstück gespielt, welches die Tendenz hatte, Mesmer lächerlich zu machen; aber das Stück war auf Veranlassung eines vornehmen Herrn verfaßt worden, den Mesmer vor den Kopf gestoßen haben sollte, und wurde unter dessen Protection aufgeführt. Der Glaube an Mesmer und seine Kunst war noch unerschüttert, der Mann hatte riesige Einnahmen. Hundert Personen höhern Standes soll er seine Geheimnisse mitgetheilt haben gegen Bezahlung von 100 Louisd'or per Kopf. Der Eindruck, daß der Mann ein feiner Beutelschneider sei, wurde durch den Besuch bei Landolt eher erhöht statt vermindert. Ein bekannter Herr von Zürich wird genannt, der bei Mesmer Heilung suchte, aber ohne seinen Zweck erreicht zu haben nach Zürich zurückkehrte.

Den Gegensatz zu Obigen bildete der Besuch bei Benjamin Franklin, dem damaligen nordamerikanischen Gesandten in Frankreich, der seine Wohnung in Passy hatte. „Der ehrwürdige Greis mit seinen weißen, rund abgesechnittenen Haaren ist groß und stark von Statur. Er trägt einen simpeln, tüchernen Rock und hat die Brille beständig auf der Nase. Er empfing uns bei seinem Kaminfeuer in angebundenen schwarzen Pappdeckelstiefeln. Besuche von Fremden nimmt er nicht ungern an.

Er spricht ein schlechtes englisches Französisch, redet aber nicht viel und lenkt gerne das Gespräch auf sein Vaterland. Er wies uns deutsche Zeitungen vor, die in Philadelphia herauskommen u. s. w. Wie Franklin sagt, haben die Amerikaner nicht mehr Lust, Geld aufzuwenden, um Colonisten an sich zu ziehen; wer von freyen Stücken kommt, wird gerne aufgenommen und bekommt um ein ganz geringes Geld Land so viel er will.

Von General Bachmann von Näfels, *maréchal de camp* und Major in der Schweizergarde, wurde Landolt freundlich empfangen und einmal dem Comte d'Affry vorgestellt, der ihn sofort zum Essen behielt, an dem 40 Personen theilnahmen. Dasselbe ging sehr steif und vornehm vor sich, entbehrte aber nicht eines gewissen Interesses. —

Eine anziehende Beschreibung finden wir vom Taubstummen-Institut des Abbé de l'Epée, das Landolt mehrmals besuchte. Der Genannte hatte eine überaus sinnreiche Zeichensprache erfunden, deren sich die Taubstummen bedienen. Diese sprechen also nicht, können aber selbst die abstraktesten Begriffe durch Zeichen deutlich ausdrücken. Auf Zürich war de l'Epée gut zu sprechen, da ein Streit, den er mit Heinecke hatte, hier untersucht und zu seinen Gunsten entschieden worden war. Der Eintritt in die Bastille war sehr gefährlich, da man riskirte, nicht wieder herauszukommen, bis der Gouverneur den Fall untersucht und Erlaubniß zur Freilassung gegeben hatte. Landolt unternahm deswegen die Expedition nicht. Dagegen besuchte er verschiedene öffentliche und Privatpitäler. Das Hotel Dieu vor Allem zeichnete sich durch üble Ordnung und Mißwirthschaft aus. Zwei bis vier Kranke lagen nicht selten in einem Bett, und die Todten wurden nur einmal per Tag abgeholt. Meisterhaft war dagegen ein von der Frau des frühern Finanzministers gegründetes Spital, das zum Theil gestiftet worden war, um zu zeigen, wie mit kleinen Mitteln — ein Kranker kostet hier etwa die Hälfte wie im Hotel Dieu — Großes und Zweckmäßiges ausgerichtet werden könne.

Es war die Zeit der Erfindung des Luftballons. Blanchard hatte

kurz zuvor im Luftschiff die Reise von Dover nach Calais gemacht und liebte es, sich an öffentlichen Orten zu zeigen und bewundern zu lassen.

Wie Landolt keinen Anlaß versäumte, sich einzufinden, wo es etwas zu sehen oder zu hören gab, so hatte er auch Gelegenheit, einer Aufnahme in die Académie française beizuwohnen. Er beschreibt uns dies folgendermaßen: „Wir begaben uns um 1 Uhr in den Sitzungsaal und fanden ihn schon ganz mit Zuschauern angefüllt, ungeachtet die Session erst gegen 4 Uhr den Anfang nahm. Das neue Mitglied, Target, Procureur au Parlement, las seine Antrittsrede, welche das Eloge seines Vorgängers, des Abbé Arnaud, des Directeurs der Akademie selbst und des Königs enthielt. Der Graf Mivernois antwortete ihm mit seiner natürlichen, ungekünstelten Beredsamkeit. Beyde wurden bey jeder guten Stelle oder glücklichen Wendung von den Zuhörern, unter denen auch sehr viele Frauenzimmer waren, ganz außerordentlich beklatscht. Zum Schluß las der Abbé Boismont eine kleine Abhandlung «sur les lectures académiques», worin er den Zuhörern ihr seit einiger Zeit unanständiges Betragen in lachendem Style vorwarf und ihnen sagte, daß es gar nicht ihnen weder zukomme, hier Richterstelle zu vertreten, noch Lob oder Mißfallen über das, was sie hörten, auf eine unanständige Art zu ertheilen. Die Akademie wäre hier auf ihrem eigenen Territorio, und es sei bloße Gefälligkeit, daß man dem Publikum den Zutritt verstatte u. s. w. Dieser Unbequemlichkeit wäre indessen am besten dadurch abgeholfen, wenn die Mitglieder selbst nicht allen Leuten, auch denen, die sie nicht kennen, ohne Unterschied Entree-Billets austheilten. Der Inhalt dieser Rede gefiel den Zuhörern gar nicht, obwohl wegen der komischen Einkleidung oft ein lautes Gelächter entstand. Einige in einer Ecke fiengen am Ende gar an zu zischen.“

Um diesem Schicksal nicht selbst zu verfallen, will ich hier schließen.

